Nie mehr

Autor(en): **Dürig, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 19

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644863

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nie mehr

Nie mehr ſoll ich ſie wiederſehn
Die unſer Beſtes war.
Wie viel Schweres kann doch geſchehn
In einem einzigen Jahr!

Nie mehr ſtreicht eine Mutterhand
Mir über den Scheitel leis,
Wenn ich weinend, vom Schmerz übermannt
Mir nicht mehr zu helfen weiß.

Nie mehr werd' ich ſo ſorglos ſein
Wie die Andern! — Denn ich gab
Meine ſonnigſte Jugend dem Mütterlein
Mit in das ſtille Grab!

J. Dürig, Urtenen

Peterchens Geburt

Eines der ſchönſten Geſchenkbücher für Mütter iſt Helene Chriſtallers „Peterchen". Man muß dieſes herzensgute Büblein lieb gewinnen, das mit ſeinen zarten Fingerlein ſo viele Wirrniſſe im Leben ſeiner Mutter wunderſam auflöſt. Doch geben wir nun der Dichterin ſelbſt das Wort*).

In der Nacht erwachte Verena von Schellengeläut wie von vielen Schlitten. Das klang ſo hell und ſilbern durch die Nacht, daß die junge Frau ſich im Bett aufſetzte und hinaushorchte. Aber ſie hörte nichts als nur das Geläut, nicht Pferdeſchnauben, nicht Menſchenſtimmen. Sie ſprang aus dem Bett, um hinauszuſehen. Das Fenſter war vereiſt, und Mondſtrahlen fingen ſich in den Schneekriſtallen. Sie öffnete einen Flügel und lauſchte hinaus. Da war nichts mehr von Schlittenglocken zu hören. Stille Winternacht mit eiſig funkelnden Sternen lag über dem Wald und der ſchneebedeckten Höhe. Es hatte aufgehört zu ſchneien. Im Stall raſſelte die Kuh an der Kette, ein Hahn krähte in der Nachbarſchaft. Ihr ſchwarzer Minorka unten im Stall antwortete. Alſo war es um Mitternacht. Drüben im Wald knackte der Froſt in den Bäumen. War das Geläut Traum oder Täuſchung geweſen?

Sie ſchlüpfte wieder ins Bett, konnte aber nicht ſchlafen. Sie fühlte ſich nicht wohl: ſchmerzhafte Wellen durchzogen ihren Körper, und wie ſie ſich auch legte und was ſie verſuchte, es wurde nur ſchlimmer ſtatt beſſer. Da kam ihr der Gedanke, daß ihre Stunde gekommen ſei. Sie erſchrak, ihr Herz krümmte ſich zuſammen vor Angſt, und ſie legte ihr Geſicht in den Arm und ſpürte, wie die Tränen unter den geſchloſſenen Lidern hervordrängten und auf den nackten Arm fielen.

Sie kam ſich einſam und verlaſſen vor, und eine brennende Sehnſucht nach einem Menſchen, der gut zu ihr war, überfiel ſie. Nikolaus? W e n n es ihm vergönnt war, in der Atmoſphäre der Erde zu weilen, ſo war er jetzt in ihrer Nähe, konnte ſich nur nicht mitteilen. Oder kam dies Silberglockengeläut von ihm? Und warum war es jetzt verſtummt?

Da tappte etwas an der Türe. Verena fuhr auf, ihr Herz klopfte wild. Da ſprach eine brüchige rauhe Stimme: „Iſt Ihnen nicht gut, Frau Verena? Ich ſah Licht in Ihrem Zimmer."

„Ach, bitte, Eliſe kommen Sie herein", ſagte Verena kläglich. Die Magd trat ein. Sie hatte einen grauen geſtrickten Unterrock an und darüber eine wattierte Bauernjacke, ums Geſicht ein zerſchliſſenes Tuch aus gelblicher Schafwolle, unter dem ein ſpärliches ſchwarz-graues Zöpfchen herauskam.

„Ich habe ſo Schmerzen", jammerte das junge Weib.

„Soll ich die Frau wecken?"

„Nein, nur das nicht, das hat Zeit bis zum Morgen. Aber Eliſe, wenn Sie . . . ich bin ſo allein, und ich hab doch noch nie ein Kind gekriegt."

Die Magd lächelte gutmütig und begann Feuer im Ofen anzuzünden. „Damit doch unſer Kindle nit friert", ſagte ſie geſchäftig.

„Glauben Sie wirklich, Eliſe, daß ich ein richtiges lebendiges Kind bekomme? Neulich träumte mir davon, und dann war es kein Kind, ſondern nur eine ſilberne Teekanne."

Eliſe lachte leiſe. „Das gibt ſo Gott will ein rechtes Kindle, ein luſtiges Schreihälsle mit Strampelbein' und Grübleshänd."

„Ach . . .", ſeufzte Verena, und ihr Geſicht erglänzte. „Setzen Sie ſich doch ein wenig zu mir ans Bett. Haben Sie Nikolaus von Geburt auf gekannt?"

*) Dieſes Kapitel iſt der neuen Volksausgabe „Helene Chriſtaller, Peterchen" (Verlag Friedrich Reinhart, Baſel. 26.—31. Tauſend. Leinenband M. 2.85, Fr. 4.75) entnommen.